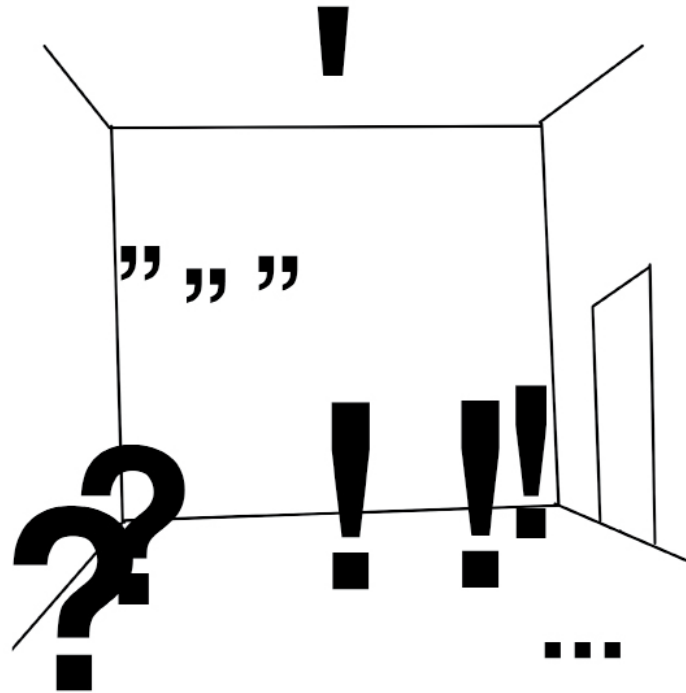






Mein Zimmer ist meine Welt !

**Workshop zur Neugestaltung der Wohnheimzimmer
mit dem Künstler Paul Huf**

**Beginn am 3.8.09, 10:00 Uhr
im Deutschkurs-Raum**

Erster Tag:

Am 3. August kam ich an. Die Wohngruppen hatten meine Plakate ausgehängen, aber die Jugendlichen konnten mit den Inhalten noch nichts anfangen und so begleitet mich Herr Gangkofner durch alle Gruppen und ich präsentiere den Pädagogen noch einmal mein Konzept und bitte sie, ihre Jugendlichen auf mein Angebot hinzuweisen.

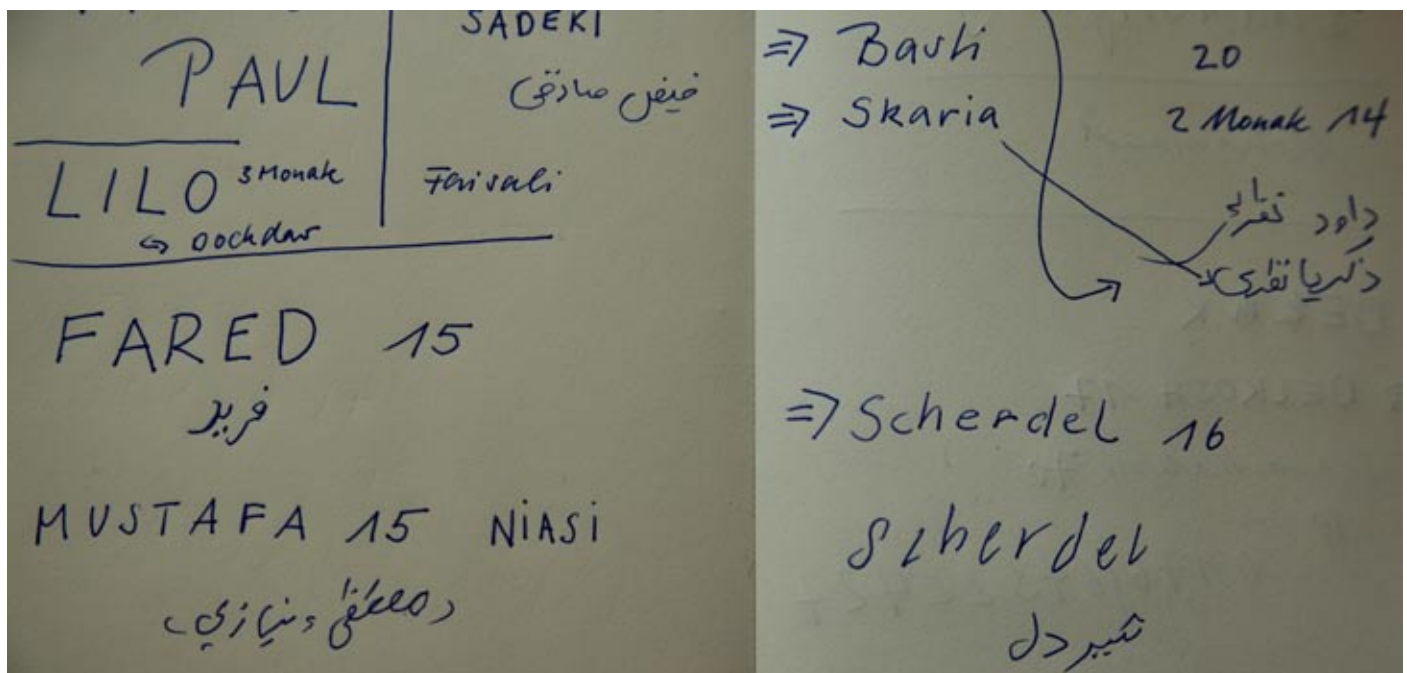
So komme ich zu einer Gruppe Jugendlicher aus der „Clearing - Gruppe“, das ist die Wohngruppe der Jugendlichen, die gerade erst angekommen sind und von hier aus auf andere Gruppen verteilt werden.

Der Unterricht beginnt:

Endlich geht's los: ich sitze im Deutschkursraum, das ist ein großer Raum, sehr hell, mit einem guten Blick auf einen großen Sportplatz, der direkt an das Wohnheim angrenzt. Um mich herum sitzen im Kreis sieben Jungs, die aus dem Irak und aus Afghanistan stammen und alle erst in den letzten Monaten angekommen sind. Mit dabei Sebastian, ein zwanzigjähriger Praktikant, der genau wie ich seinen ersten Tag im Just M-Wohnheim hat.

Die Jugendlichen sind zwischen 14 und 16 Jahren alt, wirken aber älter. Sie können kaum Deutsch und auch kein Englisch.

Wir stellen uns gegenseitig vor und ich lasse mir ihre Namen buchstabieren und schreibe sie in mein Skizzenbuch. Sie schreiben mir in ihre Namen in Ihrer Sprache und Schrift daneben. Sie schreiben in einer sehr schönen ornamentalen Schrift, von rechts nach links. Es ist Farsi, eine arabische Schrift, die um vier Buchstaben erweitert wurde (das erfahre ich aus Wikipedia).



Zum Glück habe ich meinen Computer mit Internet-Anschluss dabei und so können wir auf Google Earth Bilder ihrer Heimatorte anschauen. Ich zeige ihnen aber auch wo ich wohne und auch Sebastian zeigt Bilder von seinem Heimatort. Die Kommunikation ist kompliziert, aber durch die Bilder wird vieles verständlicher. Einer der Jungs zeigt mir auf der Weltkarte den Verlauf seiner Flucht, die über vier Monate dauerte und erzählt mir, daß er längere Zeit in Russland war und dort auch etwas Russisch gelernt hat.

Ich frage sie nicht nach ihren Geschichten und wie und warum sie nach Deutschland gekommen sind, da ich keine traumatischen Erlebnisse wachrufen will. Aber ich erfahre am Rande so einiges. Zum Beispiel, dass in der Gruppe ein Brüderpaar ist, das auf der Flucht aus Kabul von seinen Eltern getrennt wurde und seit Monaten nichts mehr von ihnen gehört hat.

Ich hatte vor, mit den Jugendlichen über Einrichtung und Gestaltung von Räumen zu reden und so habe ich drei große Bilderbände dabei. Die Jungs blättern die Bücher durch, aber ich merke, dass kaum ein Bezug zu diesem Thema besteht. Sie sind froh, hier in München angekommen und untergekommen zu sein. Zudem wohnen sie noch in der Clearing Gruppe und bekommen erst nach einiger Zeit ein eigenes Zimmer. Aber da mich die Zimmer der Jugendlichen sehr interessieren, lasse ich sie mir zeigen. Die Räume sind einfach und schlicht eingerichtet. Jedes ist doppelt belegt. Die Einrichtung ist überall identisch. Ich frage sie, ob ich dort Fotos von Ihnen machen kann und sie stimmen begeistert zu. Das Fotografieren wird im weiteren Verlauf unserer Zusammenarbeit ein ganz wichtiges Werkzeug. Sie lieben es, sich selbst auf Fotos abgebildet zu sehen.



Das Museum und der Döner Kebap:

Ich hatte im Vorfeld zwei Museumsbesuche vorbereitet gehabt. Einerseits den Besuch im Völkerkundemuseum und einen weiteren in der Designabteilung der Pinakothek der Moderne. Als erstes stand das Völkerkundemuseum auf dem Programm und da wir über Mittag unterwegs sein wollten, und sie so ihr Mittagessen verpassen würden, bot ich an, jedem Teilnehmer einen Döner von der Buntstiftung zu spendieren. In der Landwehrstraße gibt es einen großen türkischen Supermarkt, der „Verdi“ heißt. Meiner Meinung nach hat der „Verdi“ den besten Döner in der Stadt und dort sind wir hin, denn die Jungs meinten, dass sie erst den Döner brauchten, bevor sie in das Museum gehen können würden.

Ich hätte nie gedacht, dass ein Döner Kebap so eine Euphorie auslösen könnte. Ich hatte zehn aufgedrehte Jungs dabei, die mir immer wieder versicherten, mindestens zwei Döner essen zu können und die sich auf der Straße wie wild benahmen, so das ich oft Angst hatte, gleich mit anderen Passanten aneinander zu geraten. Zum großen Glück war der Praktikant Sebastian wieder dabei und unterstützte mich sehr gut (wie über die gesamten zwei Wochen hinweg).

Da ich wusste, dass die Jugendlichen eigenes Taschengeld besitzen, sagte ich ihnen, dass ich jedem einen Döner zahlen würde, sie sich aber die Getränke selber zahlen müssten. Ich wollte, dass sie auch selbst in ihren Ausflug investieren und sich so einbringen. Die Jungs waren von dem Döner begeistert, aber keiner kaufte sich etwas zum Trinken. Für einen kurzen Moment fand ich meine Strenge übertrieben, später hielt ich meine Entscheidung aber für richtig.

Die Fahrt mit der Straßenbahn ins Museum wurde wieder aufregend, denn die Jungs provozierten die anderen Passanten, teils unabsichtlich. Ich bin der festen Überzeugung, dass der Besuch im Museum pädagogisch sehr wertvoll für sie war und dass sie viel gelernt haben. Trotzdem war es eine große Herausforderung für mich. Ich glaube, die meisten waren noch nie in einem Museum gewesen und so kannten sie auch nicht die Regeln, nichts zu berühren und ihre Lautstärke und ihren Bewegungsdrang in den Griff zu bekommen. Zudem stellte ich fest, dass ihre Konzentration meistens nicht länger als eine halbe Stunde hielt. Aber wann immer ich mir ihre Lebensgeschichten vor Augen führte und die Umstände ihrer Flucht, wurde mir ihr Verhalten verständlich.

Resümee: Museumsbesuche sind sehr gut und sinnvoll, nur muss die Gruppe kleiner sein und ein zweiter Betreuer ist unbedingt notwendig.







Ersten Aktionen:

Aus den Erfahrungen der ersten zwei Tage wurde mir klar, dass ich mein Projekt ganz langsam angehen musste. Immer Stück für Stück, eine konzentrierte halbe Stunde nach der anderen. Ich hatte gelernt, dass sie Fotos von sich sehr schätzten und dass sie sehr von der modernen Jugendkultur inspiriert sind, aber auch noch eine große Verwurzelung in ihrer Heimatkultur fühlen.

So entschloss ich mich, Foto-Portraits vor selbst gefertigten Hintergründen mit ihnen zu machen, in Schablonentechnik mit Sprayfarben. Diese Technik kommt aus der Streetart-Szene und passt in das Lebensalter der Jugendlichen.

Sie sollten ihre Namen und das Heimatland in ihrer Schrift schreiben, um so den Bezug zu Ihrer Herkunft herstellen. Zudem ähneln die arabischen Schriftzeichen den „Tags“ der Graffiti-Sprayer.

Diese Vorgehensweise machte den Jungs viel Spaß und die Ergebnisse sind meines Erachtens wirklich sehenswert. Ich musste mich nur daran gewöhnen, daß die Jugendlichen kamen und gingen wann sie wollten. Zuerst wollte ich klare Regeln aufstellen und verpflichtende Teilnahme einfordern, kam aber mit meinem Anliegen nicht weit. So kam es, dass ich gelegentlich mehrere Stunden mit nur zwei Jungs arbeitete dann wieder mit acht. Als Ziel setzte ich mir, dass es im Raum ruhig war und eine entspannte, friedliche Atmosphäre herrschte. Zudem bekamen die Jugendlichen von Sebastian und mir Unterstützung bei der Ausführung. In der Kunstpädagogik wird davon immer abgeraten, aber hier, bei dieser besonderen Gruppe fand ich es sinnvoll, mit Hand anzulegen, da es mir sehr wichtig war, dass sie Ergebnisse erzielten, die sie freuten und stolz machten. Denn sie haben schon sehr oft erleben müssen dass das, was sie machten nicht gelang und ihre Frustrationstoleranz war dementsprechend niedrig. Aber nach kurzer Zeit lernten sie die Technik und brauchten unsere Hilfe nicht mehr.





Der Bilderrahmen:

Die Schablonen für die Namen waren durch das wiederholte Sprühen mit unterschiedlicher Farbe sehr schön lackiert worden. So kam entschieden wir, diese auf ein größeres Blatt zu kleben und ornamental mit Klebefolien zu verzieren. Das Arbeiten mit Klebefolien ist einerseits recht einfach, da man schnell sehr sauber arbeiten kann und nichts durch Unachtsamkeit zerstört wird – trotzdem muss man lange dranbleiben, um all die kleinen Teile zusammen zu setzen.

Zudem sollte jeder Jugendlichen, der sein Bild intensiv bearbeitet hatte, einen schönen Holzrahmen bekommen. Diese Idee wurde zum großen Erfolg, denn so bekam jede Arbeit eine große Wertigkeit. Zudem hatte ich so ein sehr nützliches, pädagogisches Werkzeug in der Hand, um die Jungs bei der Stange zu halten. Mit der Aussicht auf einen Rahmen gelang es mir beispielsweise Andy, einem sehr schwierigen Jugendlichen, ein bis zwei halbe Stunden täglich abzutrotzen und ein entsprechend gutes Ergebnis zu erzielen. Zu Andy muss gesagt werden, dass er Analphabet ist und trotz eines achtmonatigen Alphabetisierungs-Kurses noch kaum seinen Namen schreiben kann. Zudem mischt er schon seit er im Wohnheim wohnt die anderen Jungs auf, so dass er immer noch nicht aus der Clearing-Gruppe in eine andere Gruppe vermittelt werden konnte.

Said ist auch Analphabet, hatte große Angst vor dem Versagen und wollte immer wieder gleich aufhören. Nachdem ihm aber das erste Blatt gelungen war, war er begeistert und arbeitete selbstständig weiter an schwierigeren, weiteren Bildern.

Beim gemeinsamen Hängen der Bilder in ihren Zimmern, lernten die Jugendlichen dann noch den Umgang mit der Wasserwaage, was alle sehr faszinierte.

Die gerahmten Bilder verändern nachhaltig die Raumatmosphäre und wenn sie ein anderes Zimmer bekommen, werden sie ihre Bilder mitnehmen können. So ist ein Stück greifbare Identität im neuen Zuhause der Jugendlichen entstanden, das sie, die in einem sehr auf Außenwirkung fixierten Alter sind (cooles Aussehen, starkes Auftreten), zu schätzen wissen. Ihnen dürfte klar geworden sein, dass man durch Gestaltung über den eigenen Körper hinaus wirksam sein kann.







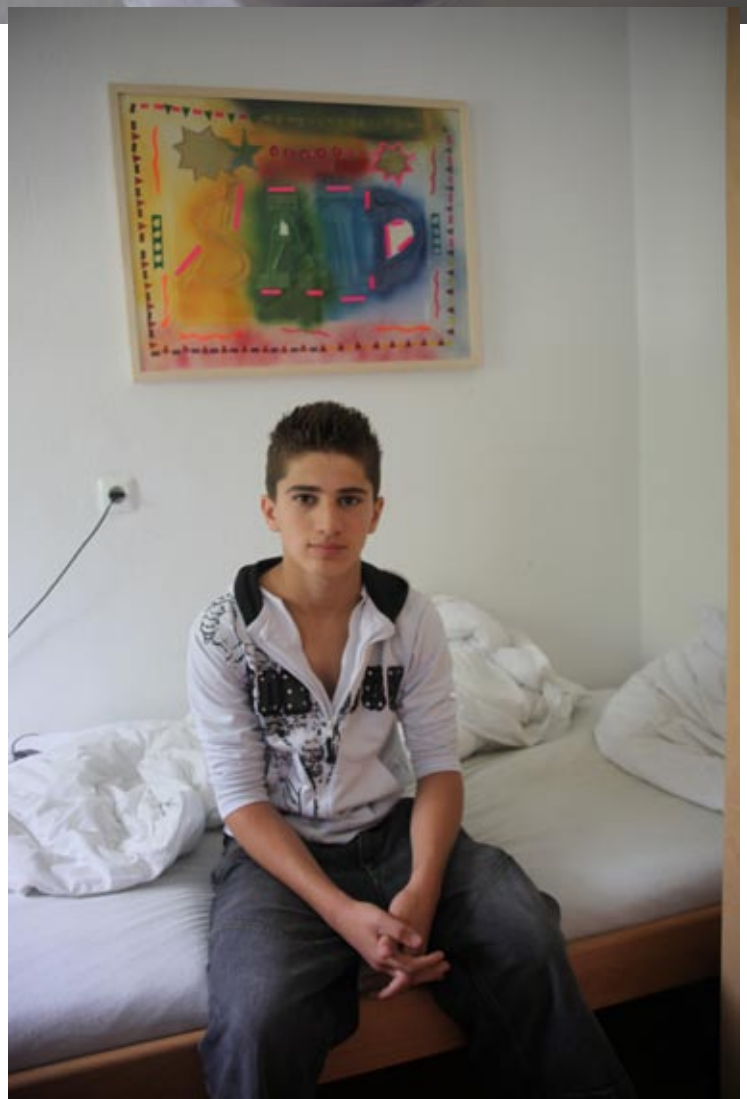














Liebe Grüße,
Paul

